

Kocka, Jürgen

Book Part — Digitized Version

Kritik und Identität

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1986) : Kritik und Identität, In: Ursula A. J. Becher, Klaus Bergmann (Ed.): Geschichte - Nutzen oder Nachteil für das Leben?: Sammelband zum 10jährigen Bestehen der Zeitschrift "Geschichtsdidaktik", ISBN 3-590-18055-2, Schwann, Düsseldorf, pp. 52-54

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112427>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB). Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH
Bibliothek und wissenschaftliche Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)
Library and Scientific Information
Reichpietschufer 50
D-10785 Berlin
e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**. More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Kritik und Identität

Jürgen Kocka

Die Frage nach dem Nutzen und den Nachteilen der Historie für das Leben hat derzeit keine Hochkonjunktur. Einerseits scheint die Zeit vorbei zu sein, in der man es für praktisch sinnvoll und intellektuell lohnend hielt, Diskussionen über die gesellschaftlichen Funktionen der Geschichtswissenschaft in großer Zahl zu veranstalten und ihre Ergebnisse zu drucken. „Wozu noch Geschichte?“ war in den 60er und 70er Jahren – sinngemäß – der Titel vieler Beiträge, die dann in der Regel gute Argumente dafür beibrachten, daß die Beschäftigung mit der Geschichte (z. B. in der Schule) unverzichtbar sei, nicht weiter reduziert werden dürfe oder wieder gestärkt werden sollte. Heute scheint es weder praktisch notwendig noch intellektuell spannend, solche Argumentationen allzu oft vorzutragen. Zu leicht würde man Selbstverständliches sagen. Der Nutzen der Historie braucht derzeit nicht eigens betont zu werden.

Und den Nachteil der historischen Beschäftigung mit der Vergangenheit für die gegenwärtig Lebenden und ihre Zukunft versucht ebenfalls niemand ernsthaft zu beweisen. Wenn an der Eingangstür des für die Vorbereitung der großen Historischen Berlin-Ausstellung 1987 erfolgreich zuständigen Generalsekretärs im Berliner *Martin-Gropius*-Bau der *Aristide-Briand* zugeschriebene Spruch zu lesen ist: „Wer zu stark historisch denkt, lebt halb auf einem Friedhof“, dann weist dies nur auf die völlige Unglaubwürdigkeit dieser Aussage heute hin. Zu ungebrochen ist derzeit die allgemeine Überzeugung vom Gegenteil, als daß die witzige Ausstellung dieser Spruchweisheit als ernsthafte Andeutung der eigenen Überzeugung mißverstanden werden könnte. Anders in anderen Situationen: An der Tür zum Chef-Zimmer *Henry Fords* in Pittsburgh um 1920 hätte der Spruch zum Nennwert gemeint gewesen sein können. Ob ein Kultusminister um 1968 sich ein solches Schild vors Amtszimmer postiert hätte, ist zumindestens fraglich; zu erschüttert war damals die Überzeugung vom Nutzen der Historie für das Leben, zu leicht wäre damals ein solcher Gag als ernsthafte Botschaft mißverstanden worden. Heute kann man sich ihn leisten.

Nicht mehr in Frage gestellt und im Bewußtsein der neu gewonnenen Hochschätzung durch Öffentlichkeit und Politik, hat auch der größere Teil jener Minderheit von Fachhistorikern, die sich vor anderthalb Jahrzehnten häufiger mit der Meta-Theorie ihres Faches beschäftigten, dessen Theoriebedürftigkeit feststellten und über seine Funktionen grundsätzlich reflektierten, mittlerweile wieder aufgehört, sich theoretisch-methodologisch zu äußern. Alles Notwendige scheint gesagt, oder: die Theoriediskussion als Krisenvogel, der mit der Krise davonzieht? Die Zeit ist nicht gut für die Theorie der Geschichte. Aber die neue, theoriearme Sicherheit könnte trügerisch sein.

Und wenn doch über den Nutzen der Historie für die Gegenwart bzw. über die gesellschaftlich-praktischen Funktionen der Geschichtswissenschaft nachgedacht wird, nennen die einschlägigen Bücher, Artikel und Politikeräußerungen nicht mehr primär (wie vor ein bis zwei Jahrzehnten) Aufklärung, Kritik und Emanzipation als die zentralen Leistungen der Geschichte für das Leben, sondern vor allem: Erinnerung, Identitätssicherung, Identifikation. „Geschichte und Identität“ nennt *Emil Angehrn* sein umfangreiches, gerade erschienen-

des, grundsätzliches Buch. Um die Notwendigkeit starker regionaler Identität geht es auch im letzten der Vorträge *Hermann Lübbes* zum Thema („Die Gegenwart der Vergangenheit“ = Heft 14 der „Vorträge der Oldenburgischen Landschaft“). (Modische Wetterwendigkeit wird man *Lübbe* übrigens nicht vorwerfen können; er vertrat diese Position schon, als sie noch eine Minderheitsposition war.) Und als der Bundeskanzler begründete, warum er der Stadt Berlin ein Deutsches Historisches Museum – DM 250 Mio. Bausumme – zum 750. Geburtstag zu schenken gedenke, sprach er ebenfalls nicht von der historischen Kritik und der emanzipatorischen Perspektive, die in diesem Museum zu verankern seien, wohl aber von der Identität der Deutschen in Europa, die es zu stärken gelte. In anderen politischen Kreisen klingt es ein wenig anders, doch auch dort geht es um Identität: um Identität in der Region oder im Stadtteil. „Schwierigkeiten beim Entdecken der Heimat“ nannte sich das Heft 6 von „Geschichtswerkstatt“ im Mai 1985. „Der Wunsch nach Geborgenheit und Sicherheit ist nicht per se reaktionär . . .“ (ebd., 30).

Ich gehöre zu jenen, die mehrfach und ohne allzu viel Angst vor Wiederholung, die eher aufklärenden, in Frage stellenden, kritischen, verflüssigenden Funktionen der Geschichtswissenschaft und ihren wünschenswerten Beitrag zur Emanzipation aus überkommenen Zwängen betont haben und dies auch weiterhin tun (zuletzt in: Sozialgeschichte. Begriff, Entwicklung, Probleme, Göttingen, 2. erw. Aufl. 1986, S. 112–131).

Daraus ergibt sich angesichts der gegenwärtig dominanten Sehnsucht nach Identität *zum einen* die Historikerfrage nach den Einzelheiten, Ursachen und (auch geschichtswissenschaftlichen) Folgen des beobachtbaren Stimmungsumschlags in den letzten zwei Jahrzehnten, eines Stimmungsumschlags, der wohl nicht nur auf die Minderheit der sich einschlägig äussernden Intellektuellen beschränkt ist, sondern sich z. B. auch im Wandel der Schlüsselwörter politischer Rhetorik ausdrückt, die schließlich massenhaft effektiv sein und breite Zustimmung erreichen will. Das Gefühl, von verkrusteten Verhältnissen umstellt zu sein, sich an ihnen zu reiben und mehr Wandel zum Zweck von mehr Vernunft und Freiheit zu brauchen (und auch erreichen zu können), dieser gegenwartskritische Zukunftsoptimismus erscheint in der Rückschau kennzeichnend für die 60er und frühen 70er Jahre. Heute ist er schwach und verdrängt durch das Gefühl der Bedrohung durch allzu raschen, sich selbstständigenden und gefährlich beschleunigenden Wandel, den man nicht nur steuern, sondern dem man auch gegensteuern möchte: durch Bremsungen, wenn es geht, oder durch Stärkung der heimatlichen, regionalen, nationalen, jedenfalls traditional begründeten Identität: „Herkunftstreue läßt uns in bezug auf die Folgelasten von Modernisierungsprozessen besser standhalten“ (*Lübbe*). Jeder hat seine Theorien über die realen Erfahrungen (z. T. generationsspezifisch, z. T. auf neue gesellschaftliche Krisen bezogen, z. T. als Enttäuschungen nach allzu hoch angesetzten Erwartungen), die jener Umakzentuierung des intellektuellen Klimas zugrunde liegen. Im Kontext von Modernisierungskrise und Postmoderne, Fortschrittsszweifel und Zivilisationskritik werden Aspekte und Ursachen dieses Klimawandels diskutiert. In der Debatte um Alltagsgeschichte geht es um die Folgen in der Geschichtswissenschaft. Nur im historischen Langzeitvergleich wird man sich aber ein tastendes Urteil darüber bilden können, ob die traditionskritische Stimmung zukunfts zugewandter Wandlungsbereitschaft der 60er Jahre oder die nach neuer Geborgenheit suchende Neigung zukunftskeptischer Modernisierungskritik heute das langfristig sich Durchsetzende sein wird, unter welchen Bedingungen und auch – mit welchen Gefahren.

Zum zweiten wird man angesichts der verbreiteten Rede über angebliche Identitätsschwäche und wünschenswerte Identitätsstärkung durch Geschichte darauf aufmerksam machen, daß

es Varianten individueller und kollektiver Identität gibt, die von konsequenter Wissenschaft nichts als Kritik und Zersetzung zu erwarten haben. Gibt es doch – etwa beim Kleinkind – Arten von Identitätsbildung, die nichts oder wenig mit Reflexion und selbstkritischer Kontrolle, dafür aber viel mit Gewöhnung und Manipulation zu tun haben; dies ist notwendig und soll hier nicht kritisiert werden, nur den Grundprinzipien von Wissenschaft, also auch von Geschichtswissenschaft, widerspricht es. Auch gibt es einen Wortsinn von „Identifikation“, der Integration in das Vorgegebene (im Unterschied zu Kritik und Konflikt), der die Herstellung oder Annahme von entlastenden Selbstverständlichkeiten etwa durch Einübung oder Nachahmung, nicht aber die möglichst kontrollierte, auf Gründen fußende Annahme von dann nicht mehr Selbstverständlichem meint. Geschichte im Sinne von vor-wissenschaftlicher Traditionspflege kann in der Tat ein Vehikel *solcher* Identitätsherstellung sein – wie sich an der Funktion von Legenden und Mythen oder auch am Gebrauch von Denkmälern zeigen ließe. Doch den Prinzipien von wissenschaftlicher Geschichte, von Geschichtswissenschaft, widerspricht dieser Begriff von Identität diametral, und man sollte auch nicht einmal mit spitzen Fingern sich darauf einlassen, Geschichtswissenschaft dafür in Anspruch zu nehmen. In der Tat kann man sich oft des Eindrucks nicht erwehren, das nunmehr wieder häufiger werdende Reden von der identitätsstiftenden oder -stärkenden Funktion der Geschichte hinge mit solchen anti-kritischen Tendenzen zusammen. Zum Geschäft einer Wissenschaft gehört aber prinzipiell die Infragestellung von Selbstverständlichkeiten und damit die Kritik von Traditionen. Deshalb dürfte die Geschichtswissenschaft, wenn sie sich ernst nimmt, eher zur Lockerung von Identitäten – und damit hoffentlich zur Erweiterung von Freiheitsspielräumen – beitragen als zur Stiftung von Identität.

Zum dritten wird es sich aber empfehlen zuzugestehen, daß auch eine Geschichtswissenschaft, der es primär um Aufklärung und Kritik, Fragen, Antworten und neue Fragen, um Reflexion und Erkenntnis geht, in gewisser Hinsicht zur Identitätsfindung von Einzelnen und Gruppen beiträgt – vorausgesetzt, man benutzt einen Begriff von Identität, der diese Selbst-Distanzierung und Reflexion ebenso einschließt wie ständigen Wandel und immer erneute Kritik. Wenn Identitätsbildung so etwas heißt wie: reflektiertes Abwägen, Wahl und Distanz implizierendes, ständig Veränderungen sich anverwandelndes, dadurch sich selbst veränderndes und dennoch konsistentes Eins-sein-mit-sich-Selbst, gleich weit entfernt von der Unfähigkeit zu Kritik wie von der Unfähigkeit zur Bindung, deutlich unterschieden von eindimensionaler Anpassung an jeden Wandel wie von starren Verdrängungen nicht verarbeitbarer Veränderungen, deutlich abgegrenzt von der Umwelt und zugleich vielfach auf sie bezogen – dann könnten die aufklärenden, Erkenntnis und Handlungsfähigkeit fördernden Funktionen der Geschichtswissenschaft, auch als Beiträge zur Identitätsfindung von Individuen, Gruppen und Gesellschaften gedeutet werden. Durch diese Deutung gewinnt man nicht viel, aber sprachpragmatisch mag sie sich empfehlen. Sie kann es erleichtern, den wirklichen Nutzen der Historie zeitgenössisch-verständlich darzustellen.